

Louis Marin
Werkausgabe

*Herausgegeben von
Michael Heitz und Heinz Jatho
unter Mitarbeit von Till Bardoux*

Leseprobe
© diaphanes Zürich-Berlin

Leseprobe
© diaphanes Zürich-Berlin

Louis Marin
Das Porträt des Königs

Aus dem Französischen von Heinz Jatho

Leseprobe
© diaphanes Zürich-Berlin

diaphanes

*Dieses Buch erscheint mit Unterstützung
des Programms Kultur 2000 der Europäischen Union.*



Kultur 2000

Leseprobe

© diaphanes Zürich-Berlin

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-935300-62-x

1. Auflage

Titel der französischen Originalausgabe:

Le Portrait du roi

© Les Editions de Minuit, Paris 1981

© deutsche Ausgabe: diaphanes, Berlin 2005

Druck: Elbedruck, Wittenberg

Satz und Layout: 2edit, Zürich – www.2edit.ch

Umschlagentwurf: Zoë Moret

Umschlagabbildung: Hyacinthe Rigaud, Portrait de Louis XIV.

© Musée du Louvre, Paris.

Inhalt

Introduktion

Die drei Formeln 7

Ouvertüre

Der König oder die gerechtfertigte Gewalt
Die Kommentare Pascals 29

Erster Auftritt

»Der Staat bin ich«, oder die Erzählung vom König

Die Erzählung vom König,
oder wie man Geschichte schreiben soll 67

© diaphanes Zürich-Berlin
Zwischenspiel

Der Diskurs des Schmeichlers
oder das Lob des Königs 151

Die Taktiken des Fuchses 157

Die Strategien Racines 175

Zweiter Auftritt

»Dies ist mein Leib«, oder der König durchs Sakrament

Die königliche Hostie: die historische Medaille 197

Zwischenspiel

Königliches Geld und fürstliches Porträt 225

Dritter Auftritt

»Ein Porträt Cäsars ist Cäsar«, oder der König in seinem Rahmen

Der König und sein Geometer 273

Der Palast des Fürsten 291

Der König als Zauberer oder
das Fest des Fürsten 313

Das Porträt des Königs 333

Finale

Der legitime Usurpator oder der schiffbrüchige König 347

Leseprobe

© diaphanetätigkeiten-Berlin

Anmerkungen 387

Anhang 409

Nachbemerkung der Herausgeber 427

Bibliographische Hinweise 431

Namenindex 445

Introduktion

Die drei Formeln

Die vorliegende Arbeit ist in gewissem Sinn die Fortsetzung von *La critique du discours, Etudes sur la Logique de Port-Royal et les Pensées de Pascal*, und zugleich die Konsequenz daraus.¹ Bei den Forschungen, aus denen dieses Buch hervorging, hatte uns der kapitale Platz frappiert, den die Grammatiker und Logiker von Port-Royal dem Begriff der Repräsentation und seiner allgemeinen Äquivalenz eingeräumt hatten, einer Äquivalenz, die von ihnen, gleichgültig auf welcher Ebene die Sprache analysiert wurde (Ausdruck, Proposition, Diskurs) und welchem Bereich sie angehörte (dem verbalen, schriftlichen oder ikonischen), mit dem Begriff des Zeichens gesetzt oder vorausgesetzt wurde.

Diese Äquivalenz ist es, die wir in Frage gestellt hatten, indem wir die von Port-Royal gegebene Definition des Zeichens als Repräsentation in zwei Bereichen überprüften, in denen die signifikante Funktion eine essentielle Rolle zu spielen hatte und die sich dennoch – so schrieben wir – in gewissem Maß den Regelzwängen ihres Funktionierens entzogen; es waren dies der Bereich der Exegese, der Diskurs von Gott zu Mensch, und der der Rhetorik, der Diskurs von Mensch zu Mensch. In beiden Fällen hörte die Repräsentation, weil das Spiel der Figuren in ihr begann, auf zu repräsentieren. Die Analyse der Sprache konnte dann nicht mehr ganz einfach ihre Beschreibung sein, sondern wurde unversehens zu ihrer Regulierung oder vielmehr ihrer Normalisierung. In der *Logik von Port-Royal* glaubten wir den exemplarischen Text für das Studium dieser Analyse, in der sich das Faktum und das Recht, die Feststellung und die Vorschrift, das Gegebene und das Ideale, um

nicht zu sagen Ideologische, unentwirrbar vermischten, in Händen zu halten.

Es ging also darum, eine innerhalb des theoretischen und praktischen Modells der Repräsentation und des Zeichens stattfindende Arbeit freizulegen, eine Arbeit, die sich in zwei im Text selbst wirksamen Symptomen äußerte. Das erste betraf den Platz und die Funktion des Pascal-Zitats, das an entscheidenden Punkten der Sprachtheorie als Gegenmodell zu dem von den Herren von Port-Royal vertretenen intervenierte, ein Gegenmodell, das allerdings nicht von außen als heterogenes Element importiert wurde, sondern welches das von Port-Royal selbst war, aber insofern es in seinen Artikulationen, im Spiel seiner Teile, in seinen Anlässen ebenso wie an seinen Rändern zu arbeiten begonnen hatte.² Pascal erblickte jedoch in dieser inneren Arbeit, in dieser Kehrseite der analytischen Beherrschung der Sprache durch die Logiker, keineswegs das verborgene Gesicht dieser Beherrschung, sondern er sah darin den Ausdruck der Prozesse, die sie in ihrem Vollzug entfaltete und die in derselben Geste ihre Kritik bezeichneten.

Auf das andere Symptom stießen wir, als wir die aufeinanderfolgenden Ausgaben der *Logik* mit ihren zwischen 1662 und 1683 eingefügten Zusätzen untersuchten. Diese betrafen, wiederum, zwei Schlüsselprobleme des repräsentativen Modells, nämlich einerseits die Struktur des repräsentierenden Zeichens, bei dem sich die Frage der Unterscheidung oder der Verschmelzung zwischen Bedeutung und Referent stellte, wobei die Verschmelzung paradoxerweise als das Merkmal einer wahren Sprache und die Unterscheidung als das des Irrtums erscheinen konnte; und andererseits die Struktur des urteilenden Satzes, wobei sich die Frage seines Wahrheits- und seines existentiellen Werts stellte.³ In diesen zugleich okkasionellen und essentiellen Texten stießen wir jedoch auf ein Beispiel, das, obwohl unter dem Gesichtspunkt der logisch-grammatikalischen Theorie exemplarisch, einem anderen

Gebiet anzugehören schien: es war die Formel, die das katholische Dogma der Realpräsenz zugleich präsentiert, vollzieht und resümiert, nämlich der Satz »dies ist mein Leib«, den die kalvinistischen Geistlichen im Namen einer »irrigen« linguistischen Interpretation von Jesu Wort in Frage stellten. Ist diese Aussage – ein Sprechakt, der einem Deiktikon durch eine ontologische Behauptung ein Prädikat zuweist, das der Körper des Subjekts des Äußerungsakts ist – bloß eine Figur? Oder wird die gezeigte Sache im und durch den Sprechakt zum Akt selber, zum Subjektkörper? So verlor die Frage der Eucharistie ihren Status als zusätzliches und umstandsbedingtes Beispiel für eine Anwendung der Theorie des repräsentierenden Zeichens, um statt dessen auf zentrale Weise das repräsentative Modell selbst zu begründen und es – in derselben Geste – praktisch zu erproben, zu befragen und letztendlich seine interne Kritik zu produzieren.⁴

Beide, Pascal in seinem eminent zitierbaren Text und die Eucharistie in ihrer katholisch repetierten Formel, kehren auch in dieser Arbeit wieder, die – ich spiele ein wenig mit den Worten und bediene mich der rhetorischen Figur des Chiasmus – der Repräsentation des Königs und dem König der Repräsentation, mit anderen Worten den Beziehungen zwischen Macht und Repräsentation gewidmet ist, Beziehungen, die sich in zwei Fragen umformulieren lassen: Was hat es mit der Macht und Repräsentationen auf sich? Was, umgekehrt, mit der Repräsentation und ihrer Macht? Der Ausdruck der Verbindung, die zwischen der Macht allgemein und der Repräsentation besteht, wird hier reversibel in dem einer doppelten und reziproken Subordination formuliert. Diese Relation ist es, die die vorliegende Arbeit auf dem Feld der Politik untersucht. Erste Relation: die Institution der Macht eignet sich die Repräsentation an als die ihre. Sie gibt sich Repräsentationen, sie produziert ihre sprachlichen und bildlichen Repräsentationen. Zu welchem Zweck? Zweite Relation: die Repräsentation, das Dispositiv der Repräsentation, produziert seine

Macht, produziert sich als Macht. Welches ist die Macht der Repräsentation? Freilich bleiben diese Fragen leer, solange der Sinn oder die Sinnmöglichkeiten der Repräsentation oder der Macht nicht etwas genauer gefaßt werden.

Was ist Re-Präsentieren, wenn nicht (in der Modalität der Zeit) aufs neue oder (in der des Raums) anstelle von etwas Präsentieren? Das Präfix *re-* importiert den Wert der Substitution in den Term. Etwas, das präsent war und es nicht mehr ist, wird jetzt re-präsentiert. An der Stelle von etwas, das woanders präsent ist, ist hier etwas anderes präsent. Am Ort der Repräsentation ist also etwas, das zeitlich oder räumlich absent oder vielmehr ein anderes ist, und ein Selbes dieses anderen wird an seiner Stelle ersetzt. So der Engel am Grab am Morgen der Auferstehung: »Er ist nicht hier, er ist in Galiläa, wie er gesagt hatte«; so der Gesandte im fremden Land. Dies wäre der erste Effekt der Repräsentation im allgemeinen: tun, als ob der andere, der Abwesende, hier und jetzt der Selbe wäre; nicht Präsenz also, sondern Präsenzeffekt. Gewiß ist er nicht der Selbe, aber alles sieht aus, als ob er's wäre, und oft sogar noch besser. So die Photographie des Verstorbenen auf dem Kamin; so die Erzählung von der Schlacht einst durch den Erzähler heute. Schon Alberti hatte im zweiten Buch seines Maleireitaktats geschrieben: »Die Malerei birgt in sich eine göttliche Kraft und leistet nicht nur, was man der Freundschaft nachsagt, die abwesende Menschen gegenwärtig macht; vielmehr läßt sie die Verstorbenen nach vielen Jahrhunderten noch fast lebendig erscheinen, so daß sie mir großer Bewunderung für den Künstler und mit vielem Genuß wiedererkannt werden.«⁵ Dies ist das Wunder der Repräsentation, deren Macht (eine göttliche Kraft, glaubt man Alberti) in diesem Effekt liegt und mit der transitiven Dimension der Repräsentation zusammenhängt; diese andere Sache, das Simulakrum des Selben, ist die direkte Objektergänzung des »Repräsentierens«.